

### *Erster Eindruck*

(Anfang September) Calw liegt in einem tief eingeschnittenen Flusstal mit Nordwest-Südost-Ausrichtung. Alle aus Westen kommenden Tiefs wälzen sich durch dieses Tal. Man sieht sie durchs Küchenfenster schon als silbergraue Wände über Hirsau, während die Welt vom Wohnzimmer aus gerade noch brauchbar wirkt (blaue Himmelsflecken). Kurz darauf ist man eingehüllt in Nebel und Schauer wie im Hochgebirge, und während man aufatmet, weil der Regen nachlässt, erkennt man von der Küche aus über Hirsau schon die nächste Flut.

Ich wohne unterm Dach. Das Tal ist so tief, dass ich vom Fenster aus Wände aus dunklem Wald sehe. Nach unten blickend habe ich von der Küche aus links Hermann Hesses rosa Geburtshaus, vom Wohn-/Arbeitszimmer aus die Fußgängerzone von Calw, die vorwiegend aus Fachwerkhäusern besteht, so dass mir ist, als ob ich tausend Stäbe sähe.

### *Zweiter Eindruck*

(September) Am späteren Nachmittag in der Buchhandlung Fuchs, um Calw- und Schwarzwald-Literatur zu besorgen. Nach dem Bezahlen (vor einem gewaltigen Hermann-Hesse-Regal) frage ich den netten jungen bärtigen Buchhändler, ob es eine undevote Hesse-Biografie gebe, was er ohne zu Zögern verneint: Die Calwer seien auf Hesse so wenig gut zu sprechen gewesen, dass sie nicht geglaubt hätten, sich die Mühe machen zu müssen, auf Hesses problematischen Charakter hinzuweisen. Erst in den späten sechziger Jahren, also lange nach dem Nobelpreis, habe das Calwer Gymnasium es im zweiten Anlauf knapp geschafft, sich „Hermann-Hesse-Gymnasium“ zu nennen. „Nicht wahr, Herr X.?“ Ein asketisch aussehender Herr in High-Tech-Fahrradkleidung, dem Anschein nach Oberstudienrat, bestätigt alles. Leider können wir das Thema nicht vertiefen, da sich die Buchhandlung mit Menschen füllt, die vor dem einsetzenden Regen Schutz suchen. Einer dieser Menschen will immerhin aus Verlegenheit ein Buch für einen Verwandten kaufen, der in zwei Monaten Geburtstag hat. Er bittet den Buchhändler um Rat. „Runder Geburtstag?“ erkundigte sich der. – „Nein.“ Es folgt eine kurze Exploration, die die literarische Stoßrichtung ermitteln soll. Aus Zurückhaltung habe ich in diesem spannenden Moment das Feld geräumt und bin, die Reiseführer in der Plastiktüte als Regenschutz mir über den Kopf haltend, nach Hause getraut.

### *Dritter Eindruck*

(September) Schwäbische Fachwerkstädtchen in Schuss zu halten kostet so viel Geld, dass normale Mieter – Handwerker, Bäcker, Gemüseverkäufer – abwandern. Die Städtchen sind hübsch und sauber wie Museen, aber etwas steril.

Viele davon, insbesondere die Kurorte, liegen auf dem Grund enger Täler. Weil die einzigen Zu- und Abfahrtsstraßen mitten durch diese Täler führen, verfügen die Orte über eine zwei- bis achthundert Meter lange Fußgängerzone, um ihren Status als Luftkurorte zu verteidigen. Die Fußgängerzonen enthalten einen türkischen Gemüsehändler, ein paar Cafés und Kleidergeschäfte

sowie serienwei-se Läden für Hörgeräte; außerdem eine ungewöhnliche Dichte an Briefkästen für alte Menschen, die schlecht zu Fuß sind und keine Laptops mit Modemanschlüssen mitgebracht haben, um sehnsüchtige Emails abzusetzen. Wer rüstiger ist, kann die Hänge entlanglaufen, die allerdings den Verkehrslärm hin und her werfen. Am Sonntag leert sich das Stadtzentrum weitgehend bis auf ein paar traurige Türken, die neben dem rotsteinernen Springbrunnen sitzen, im Regen.

### *Einleben und erste Routine*

(Anfang Oktober) Morgens werfe ich den sehr langsamen hauseigenen Schnellkocher an, bevor ich Brötchen und Zeitung holen gehe. Das mit der Süddeutschen Zeitung ist ein Drama: Die Nachsendung klappt nicht, deswegen habe ich in München um Gutscheine gebeten. Doch bleibt das Problem, dass die SZ in Calw nur unregelmäßig ausgeliefert wird. Ich hetze von Papierladen zu Papierladen, Gässlein auf, Gässlein ab, manche Läden kriegen die Wochenendausgabe, aber keine Werktagausgaben, andere kriegen Werktagausgaben, aber nicht täglich, und wenn ja, dann nur eine, die gerade verkauft wurde. Heute musste ich alle Calwer Zeitungs- und Tabakläden abklappern, bis ich in einem Laden noch ein einziges Exemplar fand. Ich nahm es sofort aus dem Ständer und gab dem Papierhändler meinen letzten Gutschein, sogar einen grünen für die Samstagausgabe, der mehr wert ist als die gelben für unter der Woche. Der Mann sprang mir nach und rief: „Aber der isch doch für d’Samschtagausgab, der gilt heut net!“ Ich sagte: „Doch doch, der gilt!“, aber der Mann fing plötzlich an zu schreien und versuchte, mir die SZ aus den Händen zu reißen. Ich hielt fest, und so zerrten wir beide an der Zeitung, bis ich nachgab und mit einer Hand einen Zehnmarkschein aus der Tasche zog, während ich mit der anderen weiter festhielt. Der Mann holte erregt das Wechselgeld, und als ich es einsteckte, sagte ich: „Sie hätten den Gutschein auch aufbewahren und am Wochenende einlösen können, da hätten Sie was dazuverdient!“, aber noch während ich sprach, fing er wieder an zu schreien und an der Zeitung zu zerren. Als ich nach Hause kam, hatte sich der Wasserkocher gerade ausgeschaltet, das Wasser dampfte noch.

### *Leben überall*

In der Wohnung massenhaft Essigfliegen. Tagsüber stürzen sie sich auf mein Essen, abends setzen sie sich auf die Seiten des Buches, das ich lese, und schwirren mir von dort unter die Brille und in die Nase. Ich habe durchsichtige Leimblätter gekauft und an die Fenster geheftet, da bleiben sie jetzt kleben.

### *Routine (auch literarisch)*

(Oktober). Ich muss es irgendwann sagen: Hermann Hesse ist mir literarisch fremd. Aber in

Calw, wo ihm ein instruktives Museum gewidmet ist, lernt man ihn als Figur ein bisschen kennen. Das lohnt sich: Der schneidende Abrechnungsbrief, den er mit fünfzehn an seinen Vater schrieb, sprüht auch heute noch, aus der Vitrine. Man staunt, was der spätere posierende Narziß für ein sprachmächtiger, leidenschaftlicher Junge war. Später staunt man über seine politische Unabhängigkeit und seinen Mut während der barbarischen Phasen der deutschen Geschichte. Und zwischendurch staunt man über die wohlgeformten schlanken Beine und den knackigen Po des Nacktkletterers, den die Mutter seiner Söhne an einem Felshang fotografierte, während er in Gedanken schon auf der Flucht war.

Er musste vieles fliehen! Gerade las ich, was Mama Hesse ihrem Hermann über seinen ersten Gedichtband schrieb: „2-3 (neue Gedichte) tun mir weh, weil sie den Verdacht wecken, als sei die Liebe nicht immer keusch und rein ... Die Kunst muß rein und durchaus edel sein; Gott hat dir Talent gegeben, wenn Du einmal Ihm diese schöne Gabe weihst, dann erst wird dein altes Mutterle über dir glücklich sein ...“ Ihr Rat nach dem ersten Prosaband lautete: „Halte dich keusch! Es gibt eine Welt der Lüge, wo das Niedre, Tierische, Unreine für schön gilt. Es gibt ein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit, des Friedens, das uns die Sünde als Sünde zeigt und hassen lehrt. Zu Hohem, Ewigem, Herrlichem ist der Mensch berufen – will er Staub lecken?“

### *Tourismus 1*

(Anfang Oktober) Ich bin nach Freudenstadt gefahren, wegen des unerwartet prächtigen Wetters und wegen des Namens. 1h 20' mit der Eisenbahn. In Hochdorf umsteigen. Hochdorf liegt am Rand einer Hochebene, ein winziger Umsteigebahnhof, augenscheinlich sogar ohne Dorf. Da saß ich auf einem kurzen rissigen Bahnsteig eine Viertelstunde allein, und es war so still, die Luft so ruhig, die Sonne so mild, dass ich plötzlich dachte, die Zeit bleibt stehen. Ich blickte mich um, nichts rührte sich. Neben den Gleisen aus irgendeinem Grund ein Boot mit einer weißen Plane darüber. Die Plane schwingt unmerklich. Auf der sonnenbeschienenen Hochebene zwischen Wiesen und Äckern ganz allein mit einem Boot bei angehaltener Zeit, das war beinahe surreal.

Freudenstadt erfüllte die Erwartungen. Offen, großzügig, einladend. Auf dem riesigen Marktplatz trank ich Kaffee neben einer alten Dame, die nur ein Sektglas vor sich hatte und einen kleinen Dackel wie ein Baby auf dem Schoß hielt. Die Dame sah bieder aus (Häkeljäckchen, weißer Haarkranz) und hatte ein stures, verbittertes Gesicht. Sie tunkte einen Zeigefinger ins Sektglas, strich damit über das untere Ende des nackten Hundebäuchleins und ließ ihn (den Finger) dann vom Hundezünglein ablecken.

Das war im „Café Pause“, unterm Sonnenschirm. Später bin ich noch den fabelhaften waldhistorischen Lehrpfad abgegangen, schöne Strecke, klug geführt und erklärt. Achteinhalb Kilometer mit achtzehn Schautafeln. Ich habe sie alle gelesen und alles gelernt über Hohlwege, Kohlenmeiler, Masseln und Teucheln. Und alles wieder vergessen. Es war ein herrlicher Tag.

### *Tourismus 2*

Oktober. Bei grauem tröpfelndem Himmel in Neubulach, wo eine FRIESENZUCHTSCHAU

stattfand. Friesen sind kraftvolle, elegante, ausnahmslos schwarze Pferde mit großen Hufen und langen Fesselhaaren, die bei den stampfenden Schritten wie schwarze Flämmchen wippen. Sehr barock wirkende Tiere, deshalb dudelte die ganze Zeit Barockmusik, während lehmbespritzte Helfer die Tiere auf einer völlig zermatschten Wiese im Kreis herum führten. Die Pferde sollten nicht ihr Können, sondern nur ihren Naturzustand zeigen, deshalb wurden sie nicht geritten: es war eine so genannte Zuchtprüfung. Lauter engagierte schwäbelnde Groß- und Kleinzüchter standen herum. Weil aber die friesische Pferderasse aus Holland zu uns gekommen ist, waren die beiden Preisrichter, die mit Melonen auf den Köpfen bis zu den Knöcheln im Schlamm der Wiese standen, Holländer. Einer von ihnen kommentierte mit Vertrauen erweckender Stimme die Entscheidungen der Jury: „Diese Stute hat viel Modell, er hat ein Raum greifendes Vorhand, Hinterhand könnte kräftiger sein. Leider ihm fehlt ein bisschen an Person, er hat wenig Entwicklung. Deswegen er bekommt nur Stammbucheintrag ohne Prämie.“

### *Tourismus 3*

(Oktober) Kleine Wanderung über das Hochmoor bei Kaltenbronn. Durch den gläsernen Altweibertag, zwischen abgestorbenen Baumstümpfen und Krüppelkiefern und spröden Heidekräutern lief ich dahin, bis ich plötzlich vor einem wilhelminischen Aussichtsturm stand. Mehrere hundert Wendelstufen führten hinauf, und oben drängten sich zehn fünfzigjährige mongoloide Belgier, die sehr erregt waren (wie ich auch, denn der Ausblick war atemberaubend: über den ganzen Schwarzwald hinweg, und wäre die Luft noch ein bisschen gläserner gewesen, hätte man jenseits der Rheinebene noch die Vogesen gesehn).

### *Daheim*

Übrigens kann man in der Calwer Stipendiatenwohnung sehr gut arbeiten. Die beiden großen, modern eingerichteten Zimmer der Hermann-Hesse-Stiftung liegen unter dem Dach eines Betonblocks in der Marktstraße. Aus Dachgauben blickt man über Dächer, es gibt eine kleine Wohnküche mit Spülmaschine und eine komfortable, weiß gekachelte Dusche mit WC. Im Erdgeschoß und ersten Stock des Blocks sind Geschäfte, darüber eine Arztpraxis, sonst lebt man allein dort, es ist ein bisschen wie in einem Raumschiff. Man wird von Frau Weinheimer angenehm und großzügig betreut, aber, wenn einem das lieber ist, auch vollkommen in Ruhe gelassen. Man bekommt ein schönes Stipendium, und dass jeden Monat eine bestimmte Summe auf dem Konto landet, ist für Künstler eine wunderbar entspannende Erfahrung. Also, es geht einem gut.

Nachträgliche Erläuterung: In Calw bin ich (abgesehen vom kurzen Frühstücksweg nach Zeitung und Brot) oft tagelang nicht aus dem Haus gegangen. Ich arbeitete viel. Ich erwähne das nur dieses eine Mal, weil der Autor am Schreibtisch kein dankbarer Tagebuchgegenstand ist. Die Sensationen am Schreibtisch finden sich, wenn überhaupt, im Buch wieder. Die Tätigkeit des Schreibens ist rituell unspektakulär und optisch wahrscheinlich trostlos. Ich schwebte also in meinem Calwer Raumschiff über der Stadt und war in Gedanken am Schauplatz des Romans, den ich gerade schrieb: in Schleswig-Holstein. Jedes Mal, wenn ich mich nach solchen Serien erschöpft und etwas

betäubt im Schwarzwald wieder fand, war ich entzückt. Ich genoss es, aus den schattigen Talgründen hinaus in das Licht auf den freien Hügelkuppen zu steigen, ich mochte die Fachwerkstädtchen mit ihren eigentümlichen Türmen, Burgen, gemütlichen Museen, Kirchen und ihrer konzentrierten Geschichte. Die landschaftliche Vielfalt ist unglaublich. Man kann irgendwo aus der Bahn steigen und loslaufen und wird immer mehr finden, als man suchte.

Natürlich ist das eine touristische, oberflächliche Sicht. Der Gast-Autor kennt niemanden am Ort und ist von einem ganz anderen Stoff absorbiert, dessen Bearbeitung Fragen, Tiefenschärfe, komplexe Wahrnehmung verlangt. Die Ausflüge am Gast-Ort dienen der Ablenkung und Erholung. Der Autor lässt sich von den Eindrücken verlocken, geht aber wohlweislich nicht in die Tiefe, sondern pflegt eine Art euphorische Dauersehnsucht, um sich zu stimulieren. Deshalb behalten für ihn die Erlebnisse bei aller Buntheit und Frische etwas Irreales. Als Aneignung des Gastorts mag das Verfahren ungenügend sein, für den Autor ist es ein Geschenk. Mögen diese Notizen dem Calwer Leser einen Eindruck davon geben.

### *Zurück in Calw*

(Oktober) Vor einigen Tagen Temperatursturz. Am Wochenende keine Heizung; vielleicht schaltet man die Heizung im Geschäfts- und Bürogebäude routinemäßig aus und hat vergessen, dass unterm Dach ein Autor wohnt. (Macht nichts. Erhöht die Intensität.)

### *Literaturmuseum*

(Oktober) Mit der Bahn nach Marbach am Neckar, unter tiefblauem Himmel und über grüne Wiesen, in denen einzelne goldene Bäume standen wie Fackeln. In Marbach besuchte ich das äußerst bescheidene Geburtshaus von Schiller (kleine Zimmer, niedrige Decken) und erfuhr, dass Schillers Vater Soldat gewesen war, aber wenig verdiente, weil der Herzog so viel Geld für das Ludwigsburger Barockschloss brauchte. – Marbach ist im Krieg unzerstört geblieben, eine authentische Kleinstadt aus dem 17./18.Jh, sehr nett und inzwischen aufs Properste fachwerklich aufgemöbelt. Das Straßenbild bestimmen Kinder, die sich von Aluroller zu Aluroller in verschiedenen Sprachen hauptsächlich schreiend unterhalten, und flüsternde Frauen verschiedenen Alters mit langen Kaftanen und Kopftüchern. Am Stadtrand auf einer flachen Anhöhe befindet sich das pompöse Schiller-Nationalmuseum. Vor einem klassizistischen Palais steht eine hohe Schillerstatue umringt von gewaltigen Bäumen mit goldleuchtenden Kronen. Darunter weiße Parkbänke, auf denen weitere flüsternde Orientalinnen in Kaftanen sitzen und wahrscheinlich denken, Schiller sei ein General. Zur Rechten des Palais stehen ein paar niedrige moderne Bauten, Beton und Glas, recht weitläufig – das ist das Marbacher Literaturmuseum, das aus Bibliotheken, Archiven und Büros besteht, in denen Literaturfunktionäre sichere Monatsgehälter verdienen. In einem fensterlosen Ausstellungsraum werden berühmte literarische Manuskripte und historische Drucke präsentiert, im Halbdunkel (40 Lux) bei ziemlich niedriger Temperatur, damit sie nicht gilben und schimmeln. Man schreitet ehrfürchtig von Schaukasten zu Schaukasten (die besonders

kostbaren Sachen, z.B. eine Gutenbergbibel oder eine Homer-Abschrift von 1300, werden mit 50 Lux beschienen, wenn man herantritt, und ausgedimmt, wenn man sich entfernt). Eine fast sakrale Atmosphäre; seltsam, wenn man bedenkt, unter welchen Umständen viele dieser Papiere beschrieben wurden: in zugigen Zimmern und ungeheizten Mönchsklausen, mit splitternden Federn, behustet, bezittert, mit höchstem Risiko, unsäglicher Mühe und geringem Ertrag. Ausnahmsweise haben diese Blätter hier sich erhalten, dank einer absurden Begeisterung, die der Flächen deckenden menschlichen Gleichgültigkeit und Zerstörungswut widerstand; wahrscheinlich war das jeweils ein Wunder.

### *Herbst*

(Ende Oktober) Zunächst dichter Nebel im Tal, der sich am frühen Nachmittag etwas hob. Wanderung nach Altburg, zuerst durch Wald ziemlich steil, dann zwischen Weiden und Stoppelfeldern gemächlich hinauf. Holzfeuer- und Laubgeruch. Blasse Sonne am weißlichen Himmel, der Klang eines dünnen Glöckchens über den kahlen Feldern.

Von Altburg durch das so genannte Schweinbachtal über Hirsau nach Calw zurück. Der Schweinbach (der Reiseführer nennt ihn „wildromantisch“) führt durch dunklen, dichten Wald einen Steinwurf unterhalb der röhrenden B 296 entlang, und das Romantischste an ihm ist wohl, dass er so tapfer den Verkehrslärm zu übermurmeln versucht. Der Weg ist reizvoll, ein glitschiger Pfad, der auf mehreren Brückchen über den gurgelnden Bach pendelt. Die Brückchen sind teilweise durch Unwetter zertrümmert, man klettert über Baumstämme oder kriecht unter ihnen durch, zwängt sich durch Äste, also ziemlich unschwäbisch, fand ich. Als ich bei Hirsau heraus kam, las ich dann ein großes Schild: Schweinbach wegen Unwetterschäden unbegehrbar. So hatte alles seine Richtigkeit.

### *Literarische Fundstücke*

*Schild an einem Wanderweg am Schöllkopf:* „Der Wald in seiner Vielgestalt / lädt ein zum frohen Aufenthalt.“

*Schild nahe der Kinzig-Quelle:* „Es freut sich königlich der Auerhahn / wenn er in saubren Wäldern balzen kann.“

*Graffiti an einer Marburger Hauswand:* „Die Liebe mein Schatz ist bodenlos Lern schwimmen dann halt ich dich“

*Epitaph an einem kleinen Denkmal am oberen Stadtrand von Calw (1819):* „Das dunckle Raethsel dieser Zeit loest herrlich einst die Ewigkeit.“

## *Erinnerung an das Autorenleben*

(Oktober) In den andächtig solistischen Touristen-Alltag dringt eine Nachricht vom harten Autorenleben: A. erzählt am Telefon über einen Künstlertreff daheim, bei dem jemand eine triste Geschichte vorlas über Künstler, die keiner mehr braucht. Untergangsstimmung, die von den meisten geteilt wurde, nur nicht von A., welcher meinte: „Wieso will man unbedingt gebraucht werden? Wollen Leute, die zu Hause sitzen und häkeln, gebraucht werden?“

## *Erinnerung an das noch härtere Leben von Nicht-Autoren früherer Jahrhunderte*

Der „Lange“, der Calwer Gefängnisturm, ist heute ein Museum. Jedes Stockwerk hat nur zwei Zellen. An den rohen Zellenwänden hängen Schautafeln, auf denen Schicksale einzelner Inhaftierter aus verschiedenen Jahrhunderten skizziert werden in kurzen, bei aller Sachlichkeit berührenden Texten: Stadtgeschichte aus der Gefängnis-Perspektive, voll Komik und Tragik. Unter anderen wartete in diesem Turm die Mörderin Gertrud Pfäfflin auf ihre Hinrichtung, während die Wächter (gleichzeitig Feuerposten) im obersten Stock vor sich hinschlotterten.

Der Fall Pfäfflin machte seinerzeit Furore. Vielleicht deshalb ist die Urteilsverkündung, die verlesen wurde, bevor die Mörderin 1818 auf dem Marktplatz enthauptet wurde, auf uns gekommen, ein klares, anschauliches, unerwartet eindrucksvolles Stück epische Prosa. Verdienstvollerweise zitiert es der Kultur-amtsleiter R. vollständig im Nachwort zu seiner Bearbeitung dieses Stoffs für eine Theater-Laientruppe.

Gertrud Pfäfflin stammte aus armen Verhältnissen: Sie führte ein abhängiges, elendes Leben bei ihrer Mutter, die Tagelöhnerin war, und dem Stiefvater, der soff. Als sie 25 war, schloss sie sich einer 60jährigen allein stehenden Witwe an, die in undurchsichtigen Geschäften über Land zog. Diese Witwe Blocher, die, *„obschon nicht ganz ohne Vermögen, doch längst dem Bettel sich ergeben hatte, und eben im Begriffe stand, zu diesem Behufe in die Thäler bei Oberkirch zu wandern, wohin mitzugehen sie der Pfeifflin den Vorschlag machte“*, wurde Gertruds Schicksal. Denn *„Der Anblick des Geldes, das die Alte in einem Beutelchen bei sich hatte, und ihres Bündels mit Effekten, ihre Aeußerungen von ausstehenden und aufgekünndigten Capitalien, sowie das Anerbieten der Wittve Blocher, der Pfeifflin Geld zum Kirschenhandel vorzustrecken, diese Umstände zusammen erregten sofort in letzterer, bei Erwägung ihrer eigenen großen Dürftigkeit, den schrecklichen Gedanken: die Alte wirklich zu begleiten, solche aber unterwegs, da sie als eine bejahrte Frau sich nicht mehr wehren könne, an einem schicklichen Platze umzubringen und dann zu berauben.“* Erst wollte Gertrud die Alte vergiften, aber dann hielt sie es bis Freudenstadt, wo sie das Gift hatte besorgen wollen, nicht aus und stahl bei einem Bauern eine Axt. *„Es sey ihr oft geworden, sagte sie nachher beim Verhöre, als wenn sie es beinahe nicht erwarten könnte, bis sie die Sachen des alten Weibes gehabt, und sie habe deshalb immer vor Begierde gezittert.“* Nach sechs Tagen Wanderns und Bettelns kamen die beiden Frauen an eine besonders einsame Stelle an einem hohen Ufer, setzten sich hin und nahmen zusammen das Mittagessen ein, *„Die Wittve Blocher flickte sofort, sorglos und unbefangen, ihre Strümpfe, mit welcher Arbeit sie sich bei 1 1/2 Stunden, im friedlichen Gespräch mit der Pfeifflin, beschäftigte.“* Beim Aufbruch aber erschlug Pfäfflin die Witwe mit zwei Axthieben auf die rechte Schläfe, nahm den Besitz an sich und warf die Leiche den Abhang hinab. Dann kehrte sie zu ihrer Mutter zurück.

Bei der Ankunft, sagte diese später, „*habe ihre Tochter so weiß, wie eine Windel, und ganz verstört ausgesehen, und auf ihre Frage: woher sie den mitgebrachten Bündel bringe? habe sie mit erzwungenem Lächeln erzählt: dieser gehöre der alten Frau, die an der Murg den Hals gebrochen habe, indem sie ins Wasser gefallen. Dieß erregte zwar bei der Mutter einigen Verdacht, ... aber als erstere mit frecher Stimme sie das Gegenteil versicherte, so hatte hierauf die Mutter selbst das Geld der Pfeifflin zu Händen genommen, und sie begaben sich nun mit demselben über die Gränze in das Badensche Gebiet, um dort einen kleinen Handel zu treiben.*“ Es folgen im Bericht Leichenfund, Ermittlung, Verhaftung. Die Täterin stritt zunächst alles ab. Doch dann bat die Polizei den Conditor Demmler den Älteren, mit ihr „*über das Christenthum*“ zu sprechen, woraufhin die Pfeifflin sich sofort „*zum Verhöre anmelden ließ, und ihr Geständnis mit den Worten eröffnete, daß sie nunmehr dem Teufel aus den Händen gehen wolle, der ihr bisher nicht zugelassen habe, die Wahrheit zu sagen.*“ Gertrud Pfeifflin wurde auf dem Calwer Marktplatz enthauptet. In ihrer Zelle im Gefängnisturm steht auf der Plakette, sie sei in den Tagen ihrer Haft so dick geworden, dass man sie im Wagen zum Blutgerüst habe karren müssen. (Unklärbare Frage: Wer brachte ihr so viel Essen? Vielleicht war es ein Hungerödem?)

*Nochmals Autorenleben –  
ganz unwesentlich, mit einem Traum*

Dazu ist zu sagen, dass der Roman, an dem ich in Calw schrieb, den Titel „Geschichte mit Pferden“ hat. Vielleicht deshalb tauchte in meinem Traum eine Pferdeassoziation auf, sicher ein (wie Freud sagen würde) Tagesrest.

(Der unwesentliche Traum, November) Kleine mongolische Mädchen ritten auf Känguruhs im Kreis um einen großen, schlanken Mann in weißer Kleidung herum. Die Mädchen hatte man zum Einreiten der Känguruhs gewählt, weil sie so leicht sind; Känguruhs sind keine Reittiere. Sie (die Känguruhs) waren auch nicht mit Begeisterung bei der Sache; ab und zu, wenn es ihnen zu bunt wurde, warfen sie sich einfach auf den Rücken.

*Letzter Tag Tourismus*

(November) A. zu Besuch (Fest)! Wir haben Herrenberg mit seiner kolossalen Kirche besichtigt. Bei herrlichem Spätherbstwetter hinauf, erstaunlich zartes Glockenspiel aus dem wuchtigen Turm. Um uns ausgedünnte Baumkronen mit nur noch wenigen gelben Blättern. Fachwerk-Altstadt. Dann in der sinkenden Sonne noch Kurzwanderung auf dem Lerchenberg, Wind, es wird immer kühler. Bunter, klarer Himmel mit Wolkenfetzen, bläuliche Hügel, flüssig-metallene Sonne. Fröstelnd zum Auto zurück.

Die Wohnung überraschend warm, gemütlicher Abend.



## *Offene Fragen*

Calw sei die ausländerreichste Stadt Deutschlands, sagt Frau W., eine pensionierte Lehrerin, und erzählt aus dem Alltag mit multinationalen Klassen. Die Jungs seien gutmütig, man dürfe sie nur nicht provozieren. Die Mädels seien schwieriger, besonders die mit den Kopftüchern: Sie neigten zu selbstzerstörerischen Männergeschichten und rieben sich, als schwächste Glieder der orientalischen Binnengesellschaft, an ihrem schlechten Selbstgefühl auf. Sie haben keine positiven Vorbilder. Die Mütter sind Putzfrauen, die Mädels schämen sich, dass ihre Mütter Putzfrauen sind, schaffen es aber nicht, sich auf einen Schulabschluss zu konzentrieren. „Was wird aus all diesen Abgängern,“ fragt Frau W., „die vorher noch drei Jahre sitzenbleiben und andere verderben? Und warum können wir die nicht motivieren, dass sie sich zusammenehmen?“

Einige können sich zusammenehmen. Eine Friseurin (Türkei? Balkan?), die mir die Haare schneidet, erzählt schwäbelnd: „Ich bin total selbstständig! Das habe ich mir erkämpft! Meine Eltern waren so streng, ich durfte abends nur bis acht aus dem Haus, und auch das nur in Begleitung. Auch meine Lehre habe ich mir erkämpft. Meine ältere Schwester hat nichts gelernt, sie hat gleich geheiratet. Ich bin leider nicht verheiratet.“

Na, das kommt vielleicht noch?

„Ich war schon verheiratet! Das ist aber zerbrochen.“

Wie das?

„Es ist von Anfang an schlecht gelaufen. Ich habe ihm die Papiere besorgt, aber er kam und kam nicht. Angeblich musste er im Hotel seiner Eltern helfen. Dann kam er, aber ich hörte bald ... na ja, Calw ist eine kleine Stadt, da kennt jeder jeden.“

Sie selbst wollte die Trennung, und das ist natürlich einerseits gut, andererseits vielleicht aber auch nicht. Abends von der Arbeit in eine leere Wohnung kommen, das fällt ihr schwer, das ist sie nicht gewöhnt. Sie sieht unglücklich aus. Wie alt ist sie?

„Einundzwanzig!“

„So jung, da haben Sie doch noch alle Möglichkeiten! Eine Scheidung ist ja nichts Schlimmes! Oder?“

„Nein.“ (schluckt)

„Haben Sie Kinder?“

„Nein.“

„Umso besser! Stellen Sie sich die Belastung vor! Und die Verantwortung! Berufstätig *und* allein erziehend, da wäre es für Sie viel schwerer, einen neuen Mann zu finden!“

„Stimmt!“ (eifrig) „Meine Cousine hat vor ein paar Jahren auch geheiratet, und vier Wochen nach der Geburt vom ersten Kind ging das auseinander!“

„Sehen Sie.“

„Aber jetzt sind sie wieder zusammen!“ (schluckt)

*Wen man ebenfalls in Calw treffen kann: Einen König und eine Primaballerina*

*Der König* kam zu einer Kuratoriumssitzung der Hermann-Hesse-Stiftung mit anschließendem

Mittagessen in der Ratsstube. Ich war nur zum Essen eingeladen, nicht zur Sitzung, weil es bei der um Geld ging. (Ich dachte, es ginge um Hesse. Das fanden sie witzig.)

Ich muss hier erwähnen, dass diese Honoratioren-Essen die kulinarischen Höhepunkte nicht nur meines Stipendienaufenthaltes waren, sondern meines ganzen Jahres 2000 – Dank sei Stiftung und Ratsstube! (Aperitif: Remy Martin, Grand Marnier, Martini Rosso; Fischsuppe; Gedünstetes Schollenfilet mit Lachsfarce gefüllt auf Sauce Kardinal mit sautierten Pfifferlingen, Wildreis; Salate der Saison, Nachttisch nach Wahl.)

Der König war bei diesem unvergesslichen Mittagessen mein Tischherr. Wieso König? „Nun, das ist der Herzog von Württemberg. Wenn wir keine Demokratie wären, wäre das unser König“, klärt man mich auf. S.K.H. ist groß und stattlich, hat eine tiefe, geschmeidige Stimme, trinkt Whisky und raucht Stuyvesand. Er ist fünfundsechzig Jahre alt und in elf Stiftungen: ein überdisziplinärer Mäzen. Die Begünstigte dankt.

Hat er besondere Interessen? „Alles, das Verschiedenste.“ Literatur? „Nicht so sehr.“ Musik? „Ja, schon eher. Eine gute Musik im Hintergrund, vor dem Kamin, bei Wein und schönen Gesprächen ...“ Jagt er gern? Oh ja! Hier vor allem Rotwild, und zwar Rehböcke. In Österreich auch Hirsche und Gamsen. Aus Kanada hat er einen Schwarzbären mitgebracht.

Er ist ein unbefangener Beobachter und kann anschaulich erzählen. Zum Beispiel von seinen Besuchen in einer bestimmten Stadt im Elsaß, dessen Bewohner ihn an seinem Autokennzeichen erkennen, worauf sie „Der König!“ rufen und ihn zum Wein einladen. Und von Verwandtschaften quer durch Europa. Ein Urgroßvater stand in russischen Diensten, ich glaube als General. 1991 besuchte S.K.H. den Oberbürgermeister Sobtschak in St. Petersburg, um sich in der Eremitage das Urgroßvater-Portrait zeigen zu lassen. Außerdem haben zwei russische Großfürstinnen in die Württemberger Familie eingeheiratet. Zu Ehren all dieser Verwandten unterstützt der König finanziell ein Petersburger Kinderkrankenhaus. Er besichtigte es mit Sobtschak, dem Bürgermeister, und die russische Dolmetscherin war über die dort herrschenden Verhältnisse (Schmutz, Armut) so schockiert, dass sie weinend davonlief.

*Die Primaballerina* hat vor Jahren in Calw eine Ballettschule gegründet und mich eingeladen, am Dienstag Abend 18 Uhr ein Training zu besuchen. Obwohl sie um die siebzig ist und „seit 20 Jahren kein Plié getanzt“ hat, bewegt sie sich graziös und mit mehr Ausstrahlung als alle ihre Schüler. Jahrelang war sie Solotänzerin der Berliner Staatsoper gewesen, dann heiratete sie den bekannten Bildhauer St., bekam mit ihm vier Kinder und landete nach einem ereignisreichen Leben im Ausland vor über drei Jahrzehnten in Calw. Vor 18 Jahren hat die jüngste Tochter sie gebeten, ihr das Tanzen beizubringen. Da kam sie auf die Idee, zu unterrichten, erwarb die Lehrberechtigung und eröffnete die Ballettschule. „Früher, wenn ich hinter dem Portal stand und auf meinen Auftritt wartete, habe ich immer alle bedauert, die nicht auf die Bühne dürfen – Arbeiter, Requisiteure und so. Dann habe ich gelernt, wie schwer auch hinter der Bühne gearbeitet wird.“ Es tanzen an diesem dunklen, frostigen Abend im hell erleuchteten schweißdampfenden Ballettsaal zehn Schülerinnen, deren körperliche Voraussetzungen keineswegs ideal sind. Fußnote: Fast niemand hat die körperlichen Voraussetzungen für Ballett. Eine besonders begabte neunjährige Schülerin der Primaballerina hat sich diesen Sommer in der John-Cranko-Ballettschule in Stuttgart vorgestellt. Sorgfältige Vermessungen ergaben aber, ihr Spann war einen Zentimeter zu kurz. Trostpflaster: Der Beruf des Balletttänzers ist knochenhart, man kann sagen physisch ruinös. Diese jungen Calwer

Frauen werden nicht zugrunde gerichtet, weshalb man ihnen entspannt zusehen darf. Sie rackern und rackern, sie streben unbeirrbar nach der körperlichen Ausdrucksform des klassischen Balletts, das hier so grotesk und preziös wirkt wie je. Obwohl die Bewegungen leicht aussehen, keuchen die Mädchen ziemlich. Ihre Trikots sind schweißnass, jede hat eine Flasche Wasser dabei, aus der sie bei jeder Unterbrechung trinkt. Einmal gibt's eine Fünfminuten-Pause, da sinken alle in den Spagat.

*Noch ein Traum mit Pferdeassoziation und unverkennbarem Tagesrest, diesmal von der Ballettschule*

Ich träumte, ich sollte an einem Reitkurs teilnehmen und sattelte ein Pferd auf der Weide. Auf einmal trabte es mit wehenden Steigbügeln davon. Ich suchte es: Im Auto fuhr ich über die Dörfer. Ich betrat ein düsteres, verkommenes Gasthaus. Der Wirt sagte, nein, ein Pferd habe er überhaupt noch nie gesehen. „Haben Sie nicht dort noch zwei Zimmer?“ – „Ach ja!“, sagt der Wirt nun und knipst Licht im Nebenzimmer an. Auf einem Lazarettbett liegt dort unser Pferd, allerdings in Gestalt eines 50jährigen zottigen Mannes. Er steht auf und kommt zu uns, groß, etwas gebeugt, knorrig, wirre braune Haare, ungepflegter Bart. Nein, er kehre nicht mit auf die Anlage zurück. Er habe keine Lust mehr. Schon gar nicht auf Dressurübungen zu dieser unsäglichen modernen Musik, wo man sich dauernd in den Takten verzählt. Ich sah das ein. Allerdings fragte ich: „Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ Er gab zu, dass er es gleich hätte sagen müssen. Wir machten uns ohne ihn auf den Weg, A. war jetzt dabei, und wir gingen vergnügt auf den Schienen über eine Eisenbahnbrücke.

*Rückkehr nach Pöcking*

Am 4. Dezember! Fast sommerlicher Tag!